



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

A u s W i e n.

Graf Sedlnitzky. — Börsenmänner. — Le roi est mort. — Ein Freitisch. — Originelles Testament. — Journalstendele.

Von einigen, für die österreichischen Literaturzustände höchst wichtigen Veränderungen in der Besetzung mehrerer Hoffstellen ward in den letzten Tagen viel gesprochen. Es heißt: der Präsident der Polizeihofstelle, Herr Graf Sedlnitzky soll zum Ritter des goldenen Vließes und an die Stelle des in Ruhe tretenden Grafen Czernin ernannt werden. An seine Stelle soll der bisherige Gouverneur in Grätz, Herr Graf Wickenburg, als Polizeipräsident (und oberster Richter in Censurangelegenheiten) kommen. Herr Graf Sedlnitzky hat während der Zeit seiner Verwaltung das bisherige Censursystem mit strenger Consequenz aufrecht erhalten und zu einer in neuerer Zeit oft vorgeschlagenen Aenderung desselben sich nicht entschließen können. Ob sein in Rede stehender Nachfolger einem anderen System sich günstiger zeigen wird, ist eine große Frage, da bei uns mit den Personen nicht die Systeme zu wechseln pflegen.

Unsere Börse hat sich von dem Schrecken, in welchen sie der Tod eines ihrer ersten Häuptlinge versetzte, wieder erholt. Allein, daß die Krankheit eines einzigen Speculanten eine so große Schwankung hervorbringen konnte, läßt in einen tiefen Abgrund blicken; es zeigt, auf welchen thönernen Füßen das Vermögen so vieler Geld- und Privatmänner steht und wie der leiseste conträre Wind, der sich in der politischen Welt erhebt, einen plötzlichen unheilvollen Umsturz so vieler Vermögensverhältnisse nach sich ziehen wird. Der so eben verstorbene Herr Todesko, der ein Vermögen von fünf Millionen Gulden C.-M. hinterließ, war in den Jahren 1830 und 1835, namentlich aber durch die im letztgenannten Jahre mit dem Tode des Kaisers Franz eingetretenen Börsenkrisis, selbst einem völligen Ruin nahe. Bekanntlich gab es damals viele Leute in Wien, welche die mit Franz unterschrie-

benen Staatsschuldverschreibungen nicht für seine Nachfolger verbindlich hielten, und an keinen Regierungswechsel gewöhnt, das *le roi est mort, vive le roi!* nicht kannten. Dadurch entstand nun ein panischer Schrecken und alle Papiere sanken so zur Ungebühr, daß der erwähnte Herr Todesko dem moralischen Tode damals kaum entgangen ist. Es wäre wirklich Schade gewesen, da der Mann den Ruf eines der wohlthätigsten und freigebigsten Personen Wiens hinterließ und mehrere reich dotirte Stiftungen, worunter ein Spital in Baden von vierzig Betten, eine Kleinkinder-Bewahranstalt in seiner Vaterstadt Preßburg u. s. w. begründet hat. Seine Glaubensgenossen namentlich, er war Israelit, sollen an ihm eine große Stütze eingebüßt haben. Er hatte unter Anderm die eigenthümliche Einrichtung getroffen, jeden Mittag einen offenen Tisch für alle jüdischen Armen, die sich daran setzen wollten, zu bestellen, so daß an manchem Tage mehrere Hunderte dort gespeist wurden. Diesem echt christlichen Werke wäre Nachahmung zu wünschen von solchen Reichen, die keine Juden sind. Börsengespräch ist übrigens auch noch das originelle Testament, welches Herr Todesko gemacht hat. Er hinterließ fünf Kinder, theilte aber keineswegs alle gleich, sondern machte Unterschiede nach dem Grade ihrer Capacität und ihrer Wohlthätigkeitsliebe, so daß eins der Erben dreißig, ein anderes zwanzig, zwei bloß dreizehn Procent der Erbschaft erhielten. Eine solche Einteilung, welche an die St. Simonistische Schule und ihre Personenabschätzung erinnert, ließe sich vielleicht noch weiter ausführen, und wir kämen bei unserer Börsenspeculationszeit am Ende noch dahin, daß nicht bloß Papiere, sondern auch Personen ihre Tagescourse erhielten. So z. B. könnte man, wie man auf die Actien dieser oder jener Eisenbahn speculirt, auf das Erbtheil dieser oder jener Millionärskinder und Neffen speculiren. Heute steht Karl mit vierzehn sieben Achtel und Louise mit siebenundzwanzig eils Sechzehntel, morgen aber steigt Karl auf siebzehn drei Achtel und Louise fällt auf fünfundzwanzig drei Sechzehntel.

Bauerle's Zeitschrift will wirklich den Kampf mit der „Illustrirten“ eingehen. Die Theaterzeitung wird vom Neujahr an mit Illustrationen erscheinen. Es ist ein Wagstück, da die Kosten des Unternehmens außerordentlich groß sein sollen. Meines Erachtens ist es nicht der äußere Firtelanz, der unserer Journalistik auf die Beine helfen kann, sondern der innere Gehalt und die Gesinnung. Ich will nicht den Stein auf unsere, von den Censurverhältnissen ohnehin genug bedrängten Blätter werfen, aber die meisten von ihnen treiben ihre Industrie auf eine Weise, daß der ehrliebende Schriftsteller erröthen muß, in solcher Gemeinschaft zu leben. *)

Rainer.

*) Anmerkung der Redaction. Die Grenzboten haben es sich seit ihrem Bestehen zur Pflicht gemacht, der Sache der ohnehin unterdrückten österreichischen Grenzboten 1844. II.

A u s P r a g.

Salm und die Beamtenherrschaft. — Prag und die Prager. — Theater. —
Der Bahnhof.

Es war in diesen Blättern vor Kurzem des Umstands erwähnt, daß die böhmischen Stände den Wunsch geäußert haben, einen Oberstburggrafen an der Spitze der Landesangelegenheiten zu sehen, der in

reichlichen Schriftsteller ganz besonders das Wort zu reden, aber was an den Pranger gehört, soll auch an den Pranger kommen. Ich muß aus meiner eigenen jüngsten Erfahrung hier zwei Beispiele citiren. Es gibt wohl in mehreren Städten Deutschlands kleine Blätter, welche von der Brandschätzung der armen Schauspieler, die ihnen verfallen sind, ihr trauriges Leben fristen. Doch hörte man nie, daß auch Schriftsteller von ihnen gebrandschaftet werden; bei meiner jüngsten Anwesenheit in Wien erlebte ich das erste Beispiel dieser Art. Ich war (behuft der Miß in Scene der „letzten weisen Rose“) kaum drei Tage in Wien, als ein Mann zu mir in's Zimmer trat und mir einige Kummern des „Wanderers“ nebst einem Briefe, auf welchem meine Adresse sich befand, überreichte. Ich öffnete letzteren und fand folgendes gedruckte Circular darin:

Euer Wohlgebohren!

Die gefertigte Redaction des „Wanderers“, welche es sich zum Ziele gesetzt hat, allen neuen Erscheinungen im Gebiete der Theaterwelt ein vorzügliches Augenmerk zu widmen, den Leistungen aller hiesigen Bühnen durch berufene, anerkannte Kunstrichter die gerechte Würdigung zuzuwenden und nicht minder über sämtliche auswärtige Bühnen ein thätiges, ununterbrochenes Referat zu unterhalten, macht es sich zur angenehmen Pflicht, Euer Wohlgebohren zum gefälligen Beitritte zur Pränumeration hiermit höflichst einzuladen.

Die Redaction des Wanderers.

Diese hochtöhlliche Redaction hat die Pistole, welche sie den armen Schauspielern auf die Brust setzt, um unter Androhung einer ungünstigen Beurtheilung ihnen ein Abonnement abzapressen, sogar drucken lassen und bereibt ihr edles Gewerbe ganz officiell. Was soll man aber zu der Unverschämtheit einer Redaction sagen, die eine derartige Drohung sogar gegen einen Schriftsteller, den sie sich verfallen glaubt, gegen einen Kollegen (Gott sei's geklagt!) ausübt, gegen einen Schriftsteller, der ein Blatt redigirt, welches nicht unter österreichischer Censur steht (Gott sei's gedankt!) und also die Mittel hat, jene Unverschämtheit aller Welt vor Augen zu legen. Die Dummheit ist dabei fast eben so groß, wie die Charakterlosigkeit, und doch ist dieses Factum kein vereinzelt; wenige Tage später sollte ich ein ähnliches, wenn auch etwas milderer kennen lernen. Die Redaction eines anderen Winkelblattes, des „Sammlers“, hatte sich zu wiederholten Malen an den Verleger der Grenzboten gewendet, um einen gegenseitigen Austausch der beiden Blätter zu bewerkstelligen, und immer eine abschlägige Antwort erhalten. Die bevorstehende Aufführung meines Dramas schien dem „Sammler“ ein unfehlbares Mittel, dem Redacteur abzuwingen, was sein Verleger verweigerte. Beim Nachhausekommen in meine Wohnung fand ich des Abends folgenden Brief vor, den unser Segler Mühe haben wird, mit diplomatischer Treue zu copiren:

Euer hochwohlgebohren Herr von Kuranda.

Der Herr von Delacia, Redacteur des Samlers. Lassen Sie sich Bestallungsnachschreiben, und bitten, wenn es Euerhochwohlgebohren, veranlassen mechten, einen Besuch mit dem Samler zuveranlassen. wo ich morgen und übermorgen

Böhmen begütert ist, während dem gegenwärtigen Oberstburggrafenamts-Verweser, dem Herrn Grafen Salm, jene Qualität mangelt. Eine kurze Charakteristik der Stellung dieses Staatsmannes dürfte um so eher interessant sein, als dieselbe von großer Wichtigkeit für die Angelegenheiten unseres Landes ist; eines Landes, das, eine der Hauptbrücken zwischen Oesterreich und Deutschland, in nicht ferner Zukunft eine wichtige Rolle zu spielen berufen ist. Graf Salm ist ein Abkömmling jenes alten deutschen (elsässischen) Geschlechts, das seinen Stammbaum bis auf Otto von Wittelsbach zurückleitet. Die Bildung des Grafen Salm ist eine durchaus deutsche; sein Vater, ein vertrauter Freund und des Schriftstellers Meyern (Verfasser der *Dynastie*), der Pichler und anderer schöner Geister jener Zeit, war selbst Schriftsteller und übertrug seine Vorliebe für Literatur und höhere Geistesbildung auf seine Söhne. Die Karriere unseres Oberstburggrafenamts-Verwesers war eine sehr schnelle. In einem Alter von einigen dreißig Jahren, nachdem er kurze Zeit Gubernialrath in Triest gewesen, wurde er, gerade zur Zeit, wo die Zwistigkeiten der böhmischen Stände mit dem früheren Oberstburggrafen, Grafen Chotek, ihrer Lösung entgegengingen, nach Prag als Vicepräsident des Guberniums berufen und nach dem Austritte des Grafen Chotek als Verweser an dessen Stelle vom Kaiser ernannt. Reich, unabhängig, im besten Mannesalter an der Seite eines jungen, wohlwollenden Prinzen, sah sich der Graf Salm zu seinem wichtigen Amte in einem Zeitpunkte berufen, wo die Angelegenheiten Böhmens in eine neue lebensvollere Phase ihrer Entwicklung zu treten schienen. Die Reibungen der czechischen und germanischen Nationalität, der wiedererwachende Geist der ständischen Versammlungen, das belebtere Bewußtsein der böhmischen Industriellen mit ihren Wünschen für oder gegen die vom Staate projectirten Zollverordnungen, — welche zahlreiche Elemente, um den Geist eines strebsamen, uneigennütigen und entschiedenen Mannes zu spornen! — Aber

die Antwort bringen sol. und wollen Gurgnaden Selbst am Herrn von Delacia Schreiben, die Attreße auf der Melkerpaftey Haus No. 94. in Iten Stok zu senden,

Mit Hochachtung

Joseph Kühnel.

Zeitungstregger

Ich habe bis auf diese Stunde nicht die Ehre, den Herrn Redacteur des *Wanderers*, noch den Herrn Redacteur des *Sammlers* persönlich zu kennen. Aber dieser Herr Delacia war seines Erfolgs so gewiß, daß er es gar nicht für nöthig hielt, selbst zu schreiben, sondern — wahrscheinlich um sich für die frühere Weigerung zu rächen — mir nur die Demüthigung zumuthen zu müssen glaubte, mich an ihn zu wenden. —

Die Originale beider Briefe liegen zur beliebigen Ansicht in dem Bureau der Grenzboten bereit.

Man muß sich die Hände waschen, nachdem man derlei Geschichten erzählt hat.

auch, welche Klippen für einen jüngeren Staatsmann, der nicht das Stromwasser der Localverwaltung durch eine Reihe von Jahren praktisch kennen lernte! — Die Hauptwunde Böhmens, der faule und bestechliche Geist so vieler Beamten, die, entfernt von dem Auge der Wiener Centralverwaltung, ihre Mißbräuche seit einer Reihe von nachsichtsvollen Jahren sanctionirt sahen, frappirte sowohl den jungen edlen Erzherzog, als auch den Oberstburggrafenamtsverweser. Eine strengere Ueberwachung, eine schärfere Controle gab sich sogleich durch jenes Circular kund, welches kurz nach dem Antritte dieser neuen Verwaltungsmänner, im Lande verbreitet und verlesen wurde, und wornach Jedermann aufgefordert wurde, über Bestechlichkeit und Mißbräuche, die ihm von Seite der Beamten kund würden, geeigneten Orts die directe Anzeige zu machen. Ein solcher Aufruf, der die wohlthätigsten Folgen gehabt hätte, in einem Lande, wo das Rechtsgefühl des Individuums gehörig ausgebildet ist durch das langjährige Bewußtsein desjenigen, was der Staat an Schutz und Gerechtigkeit jedem seiner Unterthanen schuldet, verfehlte seine Wirkung in einem Lande, wo Bauer und Bürger seit langer Zeit an die Tyrannei seiner kleineren und größeren Beamten sich gewöhnt hat, wo Furcht und unmännlicher Respekt die geringeren, ja selbst die mittleren Classen einen Conflict mit den ihnen Vorgesetzten wie Feuer scheuen läßt. Wie schwer, ja wie fast unmöglich wird es dem Unterthan, der in einem von der Hauptstadt oder von der Kreisstadt entfernten Marktflecken lebt, eine Beschwerde gegen die Uebergrieffe eines Beamten vor die höchste Stelle zu bringen, da er sich erst durch ein ganzes Heer von Beamten und Stellen drängen muß, ehe sie zu dem Ohre gelangt, an das sie gerichtet ist? Welche Gutachten, das heißt, welche Mißachten, werden einer solchen Klage angehängt von Seiten der Mittelstellen, die in der Ueberhandnahme solcher Anklagen eine Gefährdung ihrer bureaukratischen Uebermacht erblicken; und wie leicht wird es dem verklagten Beamten, durch Connerionen und persönliche Unterredungen jede Anklage zu schwächen, während der Kläger mittlerweile den Verationen eben dieses Vorgesetzten und seiner Collegen ausgesetzt bleibt und am Ende vielleicht noch Gefahr läuft, sich als Lügner und Verleumder erklärt zu sehen. In England, Frankreich, wo Deffentlichkeit, Mündlichkeit und größere Garantie des Einzelnen herrschen, da ist eine solche Proceedur erleichtert. Ja selbst in Preußen, Sachsen, das heißt in Ländern ohne mündliches und öffentliches Verfahren ist ein solcher Kläger geschützt durch das höhere Rechtsgefühl, durch die traditionelle Würde, welche dem Staatsbeamten in Deutschland innewohnt; er hat nicht zu befürchten, daß die bureaukratischen Collegen einander die Hand reichen, weil Bestechlichkeit unter den Beamten der meisten deutschen Staaten zu den Ausnahmen gehört und von Niemand schärfer verpönt wird, als von den Collegen eines so unwürdigen Beamten selbst.

Aber in den österreichischen Provinzen und zumal in Böhmen herrscht ein anderer Geist; so hat denn der eingeschlagene Weg des Grafen Salm nicht nur die von ihm so redlich gehofften Resultate nicht herbeigeführt, sondern er hat eine andere schlimme Ader geöffnet, die der Denunciation. — Nicht der bedrückte, in seinem Rechte geschmälerter Bürger tritt als Kläger auf, sondern der Beamte, der nach Beförderung jagt, nicht der Rechtliche, sondern der Neidische. Das verpönte französische Sprüchlein: „Ote toi pour que je m'y mette“ steht bei uns jetzt in voller Blüthe. Nicht Klagen, das heißt offene, freimüthige, sondern Denunciationen, das heißt heimlich schleichende, machen sich Bahn. Tausend Widersprüche dringen zugleich zu dem Ohre des Untersuchenden; vergebens bemüht er sich, Licht in der Sache zu bekommen. Der Actenstaub, die Papierstöcke hemmen überall seinen Blick, er weiß nicht, wem er trauen soll, denn überall stößt er auf Egoismus, auf Kameraderie und Nepotenwirtschaft. In Mitte solcher Zustände wird ein ernster, oft getäuschter Mensch endlich mißtrauisch gegen Jedermann, und hier stehen wir denn bei einem Charakterzuge des Grafen Salm, der, so motivirt und aus so edler Quelle er entsprungen ist, dennoch auch seine schlimme Seite hat. Umgeben von einer corruptirten Welt, droht dem Grafen Salm die Gefahr, allen Glauben an die Menschheit zu verlieren, und im Gegensatz von jenem voltaire'schen Helden, diese Welt, für die schlimmste zu erklären. Es wäre traurig, wenn das Herz eines jungen Staatsmannes, dem noch ein größerer Wirkungskreis vorbehalten ist, so zeitig in Weltverachtung unterginge! Schon jetzt ist der Graf geneigt, von Menschen und Dingen eher das Schlimme, als das Gute zu glauben, wodurch wider seinen Willen das Kind mit dem Bade oft verschüttet wird. Zudem leidet der Graf an dem Fehler vieler Staatsmänner, die, wenn sie einmal über den politischen Zweck mit sich im Reinen sind, die Elasticität unserer gesetzlichen Bestimmungen nach ihrer persönlichen Einsicht behandeln; so daß die Ausführung oft den Anstrich der Schnungslosigkeit und des Absolutismus trägt.

Die Schrift: „Prag und die Prager“ (Leipzig. Reclam, 1844) macht, ungeachtet sie strenge verboten ist, die Kunde durch alle Hände und großen Spektakel und Skandal wegen der vielen — oft sehr gemeinen — Persönlichkeiten, welche sie enthält. Da alle Welt den Grafen * * * als Verfasser derselben nennt, so ist es kein Geheimniß, das ich verrathe, wenn ich ihn als solchen bezeichne. Der arme Graf (arm im buchstäblichen Sinne des Wortes), der in seinem Leben so viele Schicksale erlebt hat, — er war gemeiner Soldat, Mönch, Pöfendichter für die Leopoldstadt, und wenn ich nicht irre, auch Schauspieler, hat durch seine Verheirathung vollends mit seinen Standesgenossen verborgen und lebt nun ganz allein von dem Ertrage seiner Feder. Ohne Kenntnisse und ohne Schriftstellertalent ist der Mann um so bewun-

dernswerther, dem es doch gelungen ist, in einer Zeit von drei, vier Jahren eine Reihe von Bänden zusammenzuschreiben, die wie sein „Oesterreich und seine Staatsmänner, zwei Bände“, „Oesterreichs Fortschritt seit dem Jahre 1840“, „Böhmen und seine Zukunft“ u. u., eine barocke Mischung von Lobhudeleien und anstößigen Privatanekdoten sind, wo die eine Seite immer der Tendenz und dem Inhalte der anderen widerspricht und der krause Styl dieses Alles wie eine große Wassersuppe die eingeschnittenen Brocken umschließt. — Graf * * * macht kein Hehl daraus, daß er die Schriftstellerei bloß als Industrie, als Mittel zum Lebensunterhalte treibt. „Nach einem Jahre“ — sagte er vor Kurzem — „bin ich mit allem Stoffe zu Ende, ich kann dann gar Nichts mehr schreiben und bin ein Bettler.“ Die Lage dieses Mannes ist wirklich eine hermitleidenswerthe, da er überdies stets kränkelt und mit seiner dünnen bleichen Gestalt einen wahrhaft rührenden Eindruck macht. Sollten unsere Stände nicht ein kleines Aemtlein, oder ein Paar hundert Gulden jährlicher Pension übrig haben zur Unterstützung eines armen Standesgenossen, der, wenn sie ihn auch nicht als den ihrigen betrachten, doch immer durch seinen Titel ein zweideutiges Licht auf die Gesamtheit wirft und durch Hunger gezwungen ist, Skandal zu machen? Zu dem großen Unglück des Grafen * * * gehört nämlich auch der Umstand, daß er persönlich ein sogenannter „herzensguter Kerl“ ist und nur um pikant zu sein und seiner Waare guten Abgang zu verschaffen, Privatanekdoten seinen Pamphleten einstreuen muß, welche die Ehre und das Lebensglück der achtbarsten Personen untergraben würden, wenn man ihm Glauben schenken möchte.

Daß unser Theater Herrn Stöger nach Ablauf seines Contracts definitiv entzogen werden wird, erleidet keinen Zweifel mehr. Unser Theater, welches vor zwei Decennien noch zu den ersten Bühnen Deutschlands gehörte, ist in den letzten Jahren zu dem Range einer weniger als gewöhnlichen Provinzialbühne herabgesunken. Namentlich was das Schauspiel betrifft. Allerdings ist Stöger nicht alle Schuld beizumessen, da der Umstand, daß kein Schauspieler, der zehn Jahre an der hiesigen Bühne ist, verabschiedet werden kann, ihn zwingt, manchen Veteranen, der sich längst überlebt, beizubehalten. Diese Entschuldigun g reicht jedoch nicht aus, um die großen Mängel alle insgesammt zu decken. Die Stände wollen daher die Bühne selbst übernehmen und durch einen eigenen Ausschuß aus ihrer Mitte verwalten lassen. Im Falle dieser Plan nicht reussiren sollte, werden die Gebrüder Haase (die bekannten Buchhändler, Druckerei-Inhaber und Pächter der „Prager Zeitung“) als diejenigen genannt, denen das Theater übergeben werden soll.

Wir leben nun in voller Ungewißheit, ob der Bahnhof in die Stadtober außerhalb der Stadt kommt, und haben diese leider der über-

großen Gewinnsucht einiger Besitzer jener Grundstücke zu danken, die für den Bahnhof auf Staatskosten angekauft werden sollen. — Diese Herren, darunter insbesondere ein Herr Baron, haben sich in Betreff ihrer übertriebenen Ansprüche an den Staatsfädel auf's hohe Pferd gesetzt, und so sollte denn die Staatskasse bei dem adeligen Grundstücke auch noch die Ehre, ein solches Terrain zu besitzen, theuer mit in den Kauf nehmen. — Wir gewahren an der einen Ecke dieses Plazes ein einstöckiges Haus mit einem kleinen Garten; an der anderen Ecke dieses Plazes ein kleines Haus mit einem größeren Garten. Ersteres gehört einem Baron, letzteres einem armen Professionisten, der ohnehin verschuldet ist und sich mühsam mit Weib und Kind von seiner Hände Arbeit ernähren muß. Denken wir uns nun die beiden Terrains frei von ihren ohnehin kleinen Gebäuden, so wird sich uns der Platz des armen Sattlers größer darstellen, als jener des Herrn Barons. Wer wird nun nicht staunen darüber, daß diese Realität des Herrn Barons zehnmal so viel und noch mehr kosten soll, als jene des armen Sattlers, der bereits in früherer Zeit siebenzehntausend Gulden C.-M. dafür haben konnte, während er jetzt bloß fünfzehntausend Gulden C.-M. bekommen soll! Ähnliche Gegensätze könnten in dieser Angelegenheit bereits mehrere aufgestellt werden, da ferner ein anderer Besitzer einmalhundert achtzigtausend Gulden C.-M. für sein Haus verlangt, das ihn kaum mehr als vierzigtausend Gulden C.-M. gekostet haben soll. — Nun glaubten aber diese Herren ihrer Sache schon gewiß zu sein, und nun fürchtete schon der arme Sattler, den Verlust geduldig ertragen zu müssen, da die Protokolle geschlossen und darin anzuführen nicht vergessen wurde, daß alle Ueberredungskraft aufgeboden wurde, um dies günstige Resultat herbeizuführen, denn wenn auch das Haus des Herrn Barons etwas hoch zu stehen komme, so erhalte das Aerar doch jenes des armen Sattlers um einen Spottpreis. — Wie erstaunt waren aber diese Herren, als ein herabgelangtes Decret des Hofkammerpräsidenten ihren Bestrebungen nicht entsprach!! Sr. kaiserlichen Hoheit dem Erzherzog Stephan entgingen diese übertriebenen Absichten nicht, und somit benützte derselbe seine kürzliche Anwesenheit in Wien, den Baron Rübeck davon in Kenntniß zu setzen. Es ist der Entschluß gefaßt worden, jenen Herren zu eröffnen, daß falls sie sich nicht mit zwei Drittel ihrer Anforderung begnügen würden, der Bahnhof vor die Stadtlinie gebaut werden solle. — Der Erzherzog selbst befaßt sich mit den Vorladungen; und so schmerzlich es denn auch für die Betheiligten ist, anstatt einmalhundert achtzigtausend Gulden C.-M. bloß einmalhundert zwanzigtausend Gulden zu nehmen, so dürfte dies denselben doch noch willkommener sein, als daß ihre Realität nur den vierten oder dritten Theil des letzteren Betrages an Werth behielte! —

So eben höre ich, daß Graf Salm zum Gouverneur in einer

anderen Provinz (die Einen sagen nach Grätz, die Andern nach Triest) avanciren und Graf Stadion als Oberstburggraf und zweiter Gubernialpräsident nach Prag kommen soll. Der vierzehntägige Aufenthalt des Erzherzogs Stephan in Wien soll damit zusammenhängen. Es muß binnen Kurzem sich entscheiden, wie viel an diesem Gerüchte Wahres ist. — * * *

III.

Aus Berlin.

Der Correspondent der Grenzboten im neuen Opernhause. — Der Kronleuchter. — Gerechtigkeit gegen die Verspäteten und Höflichen. — Neillstab als Operndichter. — Meyerbeer. — Die sechs Träume des großen Fritz. —

Das hätten wir also glücklich hinter uns! Ich meine die Eröffnung des neuen Opernhauses und die erste Aufführung der Neillstabs-Meyerbeerschen Festoper. Der König hatte dazu nicht bloß einen kleinen Congress fremder Fürsten, sondern auch sämtliche Gesandte und Gesandtinnen, die Minister und die Großwürden des Staates, sowie alle Notabilitäten der Wissenschaft, der Kunst und der Literatur geladen. Daß sich unter den Letzteren auch der Correspondent der „Grenzboten“ befand, versteht sich von selbst, und so habe ich es denn Ihnen zu verdanken, daß ich — was ich heute vor acht Tagen noch nicht ahnen konnte — das neue Haus und ditto neue Schauspiel mit aller Bequemlichkeit übersehen konnte, denn ich saß auf einem der höchsten Plätze des dritten Ranges. Hier hatte ich vor Allem Gelegenheit, den großen Kronleuchter zu bewundern. Herr, das ist ein wahres Meisterstück des wieder über uns hereinbrechenden Barock- und Perrückenstils! Wenn die selige Frau Maintenon oder ihre unselige Nachfolgerin, Frau von Pompadour, einen solchen Kronleuchter hätte haben können, so würden sie ihr Königreich dafür gegeben haben. Denken Sie sich eine ungeheure Kreuzspinne, die an jedem ihrer Beine einen in die Höhe stehenden Zopf trägt, der einer reichen Garbe von Gasflammen in der Form von Wachslichtern zum Halter dient, während das Ganze auch nach unten in einen furchtbaren Zopf zusammenläuft. Es ist das wirklich die prächtigste Ironie auf den uns nun zum zweitenmal aus Frankreich zuströmenden Barockgeschmack, denn dieser Leuchter hängt mitten in einem Saale, der bei allem Rokoko einzelner Verzierungen doch den Geschmack an dem wahrhaft edlen antiken Baustyl, von welchem Schinkel und seine Schule durchdrungen waren, noch nicht ganz zu verläugnen vermag. Besonders das breite imposante Proscaenium, die olympischen Deckengemälde und die mit der Königskrone geschmückte große Mittelloge tragen diesen Charakter, während die zu den Füßen des ersten Logenranges blasenden, pfeifenden und klingelnden Engellein schon in zehn Jahren — bis wohin wir hoffent-

lich die Rokoko-Mode wieder los sein werden — sehr, ja unerträglich geschmacklos erscheinen dürften. Inzwischen wollen wir darum dem Baumeister Langhans das Verdienst nicht schmälern, ein liches, freundliches und zugleich reiches, elegantes Haus hergestellt zu haben, dessen Räume bis zu den Korridors, Treppen und Foyers hinaus mit weiser Unordnung benützt sind und das nicht, wie das verstorbene Opernhaus, nur den in den Logen voransitzenden Auserwählten, sondern auch den Späterkommenden oder Höflichzurücktretenden einen vollen Blick auf das voll bezahlte Schauspiel gönnt.

Wahrscheinlich werden wir wohl noch zuweilen Gelegenheit haben, von dem neuen Bau zu sprechen; für jetzt wollen wir uns aber in das schlesische Feldlager begeben, das uns mitten auf den Schauplatz der bekannten armen Weber versetzt, jedoch in eine Zeit, wo es noch keine englische Dampfconcurrentz und noch keine Constitution in Spanien gab, was damals unser bester Leinwandkunde war. Weil also zu jener Zeit die armen Weber noch nicht so arm gewesen wie heute, so waren sie auch, wie Figura zeigt, ungeachtet der Krieg sieben böse Jahre lang auf ihnen gelastet, ein sehr lustiges Volk, das den großen Frix anbetete und sich für ihn todtschlagen ließ. Diese gute Eigenschaft der Schlesier hat nun Herr Kellstab mit sammt einigen Anekdoten aus jenem siebenjährigen Krieg zu einem Operntext benutzen wollen, doch sind ihm unter der Hand Scenen daraus geworden, die keinerlei dramatisches Interesse darbieten und einen nur sehr losen Zusammenhang haben. Nicht blos Scribe, sondern auch — und damit wollen wir dem auf anderem Gebiete ganz schätzenswerthen Talent des Herrn Kellstab durchaus nicht zu nahe treten — Karl v. Holtei oder Louis Schneider würden aus den gegebenen Elementen gewiß einen viel wirksamen Stoff zusammengefügt haben. Herr K. hat zwar durch eine von ihm in hiesigen Blättern abgegebene Erklärung angedeutet, daß auch Ludwig Tieck und vielleicht noch Andere an der Autorschaft des Textes Theil haben; unmöglich kann ihn jedoch einer der Mitwirkenden gehindert haben, dem Plane mehr Einheit und Interesse und dem Dialog eine größere Präcision und Kürze, sowie endlich der langen poetischen Erklärung der Traumbilder mehr Poesie und Verständlichkeit zu geben. Meyerbeer hat aus diesem Texte Alles gemacht, was möglicherweise daraus zu machen war; er hat keine Gelegenheit, die der Dichter ihm zu einer wirksamen Entwicklung seiner Kunst gegeben, unbenützt gelassen, und wir müssen gestehen, es ist ihm sogar gelungen, einem höchst unpoetischen Gegenstand: dem Zopf- und Stock-Soldaten des vorigen Jahrhunderts, ein musikalisches Gewand umzuhängen, unter dem er für alle Zeiten poetisch wird. Noch klingen uns die kriegerischen Melodien in den Ohren, die wir gestern gehört, und wir sind überzeugt, daß sowohl das Diethensche Hufarenlied, als der Marsch-

gesang der Grenadiere sehr bald von allen deutschen Soldaten gesungen werden wird.

Uebrigens ist zu dieser Vorstellung Alles aufgeboten worden, was die scenische Kunst nur irgend zu gewähren vermag: Musik, Tanz, poetische Recitation (durch Mad. Grelinger als Borussia) Decorationsmalerei, Maschinenwunder und lebendes Bilterthum. In letzterem ist, nächst der musikalischen Kunst, das Ausgezeichnetste geleistet worden: es wurden uns nämlich dadurch sechs Traumbilder des Königs Friedrich vorgeführt, die allerdings sehr malerisch und mitunter auch recht poetisch waren, aber von Vielem, was sich in Deutschland nach dem Tode Friedrichs zutrug und unsern Stolz in der geistigen Welt der Zeitgenossen ausmacht, nicht einmal eine Andeutung enthielten. Ja, es passiert Vieles zwischen Himmel und Erden, wovon selbst ein König Friedrich Nichts geträumt hat!

Justus.

IV.

Aus Breslau.

Die Stadtverordneten und die Provinzialsynode. — Herr von Merkel und das Ministerium. — Kirche und Politik. — Die Studenten und Kanonensiesel. — Was Schulz thut, darf Scholz nicht thun. — Noch einmal die Weber. — Der Baum in Polizeiuntersuchung. — Louise Mühlbach. — Holtei.

Wenn ich heute wieder nur detaillirte, der frischen, lebendigen Gegenwart entnommene Thatsachen vorbringe, so entschuldigen Sie mich noch einmal. Ich hatte, weiß Gott, die Absicht, mich recht fest an das Gewordene. Zuständliche anzuklammern, wollte Ihnen von Sitten, Sprache und Gebräuchen derer Schlesier Langes und Breites erzählen, aber ich versuchte es umsonst; meine Gedanken kehrten immer wieder zu dem Heute zurück und zu dem, was das Heute bewegt. Wir befinden uns in der That in einer so bedeutenden theologischen Krisis, daß man ganz außerhalb der Zeit stehen müßte, wollte man darauf nicht reflectiren. Sie werden aus den Zeitungen ersehen haben, daß die hiesigen Stadtverordneten im Vereine mit dem Magistrat gegen die auf cultministeriellen Befehl veranstalteten Berathungen der Provinzialsynode Front machten und in einer Immediateingabe an den König erklärten, daß sie nicht gewillt seien, die durch Blut und langen Kampf errungene religiöse Freiheit aufzugeben. Die Versammlung der Stadtverordneten, in der dieser Beschluß gefaßt wurde, war eine der interessantesten. Männer welche während eines ganzen Jahres wie chinesische Pagoden da gesessen hatten, horchten hoch auf, als die neue Erlösungstheorie von einem Mitgliede auseinandergesetzt wurde, und hatten zum ersten Male eine andere Meinung, als ein beifälliges Kopfnicken. Der Magistrat, an dessen Spitze der

intelligente Schüler Schön's, der Bürgermeister Pinder steht, bot willig die Hand zu einem offenen Schritte und so ging denn schon nach einigen Tagen eine energische Protestation nach Berlin ab, doch nicht zeitig genug, um dem Präsidenten der Synode die Gelegenheit zu nehmen, in einem confidentiellen Schreiben dem Minister das Verfahren der Communalvertreter zu hinterbringen. Dieser läßt per Estaffette den Oberpräsidenten um Gottes willen ersuchen, mit einem Quos ego die bürgerlichen Gemüther einzuschüchtern. Herr von Merkel ist ein alter Mann, den politischen Kämpfen der Gegenwart entfremdet. Aber es lebt in ihm noch jene Aufklärung der Freiheitskriege, welcher er, da er in ihr so segensreich gewirkt und gewaltet hat, seinen Ruhm und sein Ansehen verdankt. Dieser Geist des guten Protestantismus kann sich am allerwenigsten mit der herrschenden kirchlichen Richtung befreunden, und darum that Herr Merkel nur, was seines Amtes ist, beschied die Bittsteller zu sich und gab ihnen den Wunsch des Ministers zu erkennen. Da er aber hörte, daß die Adresse bereits abgegangen, so war er's zufrieden und meinte, da würde die ganze Sache wohl vor die rechte Schmiede kommen. Wohl wird sie das, aber Leute, die unsere Zeit verstehen wollen, geben ihre Besorgnisse trotzdem nicht auf. Sind die beabsichtigten kirchlichen Maßregeln nicht aus dem Geiste dessen hervorgegangen, der nun bereits seit einigen Jahren unser gesamtes Kirchen- und Schulwesen in die bekannte Richtung eingezwängt hat? — Wer hätte je gedacht, daß die vierzig Jahre noch von solchen theologischen Kämpfen heimgesucht werden würden? Die politischen Discussionen liegen ganz brach, denn die Kräfte, welche sich nicht mit der Abwehr dieser im Schooße des Protestantismus sich erhebenden Reaction beschäftigen, werden auf der anderen Seite von der Polemik des Ultramontanismus in Anspruch genommen. Ronge und sein Brief bildet noch immer das Tagesgespräch. Gebe nur Gott, daß der confessionelle Hader nicht wieder zum Nachtheile der politischen Einheit Deutschlands ausschlage. Mitunter drängt sich mir der Gedanke auf, daß alle diese theologischen Wirrnisse nur heraufbeschworen wurden, um die Gemüther des Volks von der Politik abzulenken und dann — ich gestehe gern, daß das eine Sünde wider den heiligen Geist ist — ängstigt mich beinahe die passive Stellung, welche die Regierung diesem Kampfe gegenüber einnimmt. Aber wenn man genauer zusieht und den Dingen an die Wurzel fühlt, so begreift man doch, daß die Motive hüben und drüben wesentlich politischer Natur sind, daß es ein Streit des Lichts mit der Dunkelheit, der Mündigkeit mit der Bevormundung ist. —

Unter unseren Studirenden zeigen sich seit einiger Zeit sehr bedauerliche Symptome von Roheit und wilder Sitte. Vor einiger Zeit sah man viele der Herren in der unzeitgemäßen Postillonstracht sich auf der Straße umhertreiben. Es geschah nicht etwa wegen einer de-

voten medicinäl-räthlichen Einräucherung, noch wegen einer bevorstehenden Fuchstaupe, sondern aus Opposition gegen — die schlechte Presse. Die Breslauer Zeitung hatte nämlich einen Artikel enthalten, worin von dieser unschönen und renommitischen Tracht abgerathen wurde. Und nun grade! — sagten sie und demonstirten auf diese klägliche Weise. — Hier ein Beispiel, in welche ergögliche Collision die Vielregiererei oft mit sich selber kommt. Der Seminarlehrer Scholz in Breslau hat ein Lesebuch für Elementarschulen geschrieben, darin kein Aufsatz, betitelt: die Städte und die Städteordnung, aus dem Lesebuche des Schulraths Otto Schulz in Berlin abgedruckt ist. Scholz schickt ein Exemplar seines Buches an das Provinzialschulcollegium zur Prüfung. Dieses nun findet eine Stelle, welche heißt: Friedrich Wilhelm III. machte durch die Verleihung der Städteordnung der unwürdigen Bevormundung des Volks ein Ende — in einem Lesebuche sehr anstößig und gibt dem Herausgeber auf, das Blatt, worauf diese Worte ständen, durch ein anderes zu ersetzen, widrigen Falls das ganze Buch verboten werden müßte. An dem Tage, wo Scholz diese Resolution erhält, geht bei dem Director der Anstalt, an der er thätig ist, eine Empfehlung des Schulrath Otto Schulz'schen Buches ein, aus dem jener incriminirte Aufsatz entnommen war. Was Schulz also that, darf Scholz nicht thun! — Neuerdings lief die Kunde von einem abermaligen Aufstande der Weber durch die deutschen Zeitungen. Den Grund zu diesem Gerüchte hatte ein Generalmarsch für die Schweidnitzer Garnison gegeben. Man sieht daraus, daß die allgemeine Meinung an das Vorhandensein von Motiven zu einer solchen Tragödie glaubt. Wie es scheint, täuscht sie sich auch nicht. Zu tausend Malen war es in den Zeitungen zu lesen, daß die Weber zur Aufbringung der Untersuchungskosten angehalten werden sollten, ohne daß auch nur eine Stimme dieses Gerücht berichtigt hätte. Da man sonst doch jede Lapalie, die etwas von der Wahrheit abweicht, widerlegt, so muß man es für gegründet halten. Und wenn das ist, so ist auch der Tumult da. Dunker müßte doch mit seinem Inquisitionstalenten schon längst hinter die baare Noth dieser Leute gekommen sein, die in der That so erschrecklich groß ist, daß sie kaum ihre Blöße bedecken, geschweige denn so und so viele Thaler Kosten bezahlen können. Es scheint aber, als wenn der Herr Polizeidirector sich um alles Andere mehr, als um die Hauptsache bekümmert hätte. Man spricht z. B., er wäre eifrig bemüht gewesen, den Ursprung des bekannten Weberliebes zu entdecken. Bis zu einem Baume, an den das Gedicht angeheftet gewesen, wäre er auch bereits gekommen. Wahrscheinlich wird der Baum nun inquisitorisch vernommen werden, und noch wahrscheinlicher läugnet derselbe jede Mitwissenschaft durch ein bedeutendes Schütteln des Wipfels ab. — Merkwürdig benimmt sich unsere Censur in Sachen der Weber. Neulich brachte der „Sprecher“

* 17

eine durch das Ober-Censurgericht zum Druck verstattete Notiz, daß der König gesagt habe, den Webern soll und muß geholfen werden. Dem gesunden Menschenverstande leuchtet es ein, daß diese Worte eher zur Beruhigung, als zur Aufregung der Weber gereichen müßten. Unser Censor aber streicht die Notiz mit der Bemerkung: Mit Rücksicht auf die besonderen Verhältnisse der Provinz nicht zulässig. Das Ronge'sche Schreiben an den Bischof Arnoldi wurde auch gestrichen, trotzdem das Ober-Censurgericht der Spener'schen Zeitung den Abdruck gestattet hatte. Das sind unsere geordneten Presszustände, von denen gewisse Berliner Publicisten so Vieles zu erzählen wissen! — Nun noch in Kürze von zwei Bühnen-Novitäten. Lady Ellen von L. Mühlbach, gestirbt langweilig und nur durch das Spiel von Fräulein Wilhelmi (Lady) und Herrn Stos (Popsband) gehalten. Die Schule der Verliebten von Karl Blum, ein Gemisch von Trivialitäten, Lüsterheiten und wirksamen Pointen, gefiel dem Publicum der höheren Ordnung ausnehmend, entweicht aber den Tempel der Kunst. Herr von Holtei geht mit raschen Schritten seinem Unglück entgegen: er läßt eins seiner Stücke aufführen. Dann fehlt nur noch, daß er als Acteur auftritt, um den Sturz seines Ministeriums vollständig zu machen. X.

V.

Aus Leipzig.

Leipziger Solibität. — Bälle. — Norden und Süden. — Eine musikalische Matinee von Robert Schumann. — Ceterpe-Concert. — Laube und die Gigante. — Bernhardt's dramatische Vorlesungen.

Eine Stadt, die allgemeingiltige Staatskarossen hat, deren sich jeder ehrsame Bürger bei Kindtaufen, Hochzeiten, Promotionen &c. bedient, und in denen jeder Einzelne sich so selbstgefällig wiegt, als gehörte das große Wappen draußen nur ihm allein und als wäre die altfränkische Livrée von seinen Altvordern vererbt — eine solche Stadt muß eine sehr solide und ihre Bürger müssen sehr naiv sein. — Es wird Einem, der aus dem sündhaften Süden kommt, anfangs schauerlich zu Muthe: in den Gassen nur das Rassel der kleinen Packwagen, „die Musik der Industrie“ — in Salons und auf Ballen Gähnen der Mütter um Mitternacht. — Und diese Zeit der Bälle, wie furchtbar regelmäßig verstreicht sie: heute Concoriaball, morgen Tunnelball, übermorgen Professorenball — dort kommen pflichtgemäß die Concordianer, hier die Tunnelisten und da die Professoren und Candidaten zusammen, um sich verabredeter Maßen zu amüsiren. — Es sieht aus, als ob die Bälle nach dem Genus eingerichtet wären, in der liberalen Stadt Leipzig, und als ob jeder der hundert Stände ängstlich darüber wachte, ja sich nicht durch Berührung mit einem

andern zu verunreinigen — Da ist von keinem Spert die Rede, dem allgemeinen Freihafen der Freude, wo jeder mit seinem bunten Freundschaftsschifflein einlaufen kann, wo Fürsten und überzählige Praktikanten und Friseur, gleichgemacht durch gleiche Freude, durch einander wogen und schwärmen, — Dafür aber ist Wien frivol und Leipzig solide. — Aber auch in diesem norddeutschen Leben gibt es schöne Dasein, Stunden und Zirkel, in denen man diese Sterilität vergißt. Eine solche Stunde war z. B. die musikalische Matinee Robert Schumann's und seiner herrlichen Frau, die wir Süddeutschen noch immer Clara Wieck nennen. — Unter diesem Namen ist sie uns lieb und theuer geworden, unter diesem Namen hat sie Grillparzer besungen, als das Kind, das den Schlüssel zu den Wunderschätzen des Zauberers Beethoven gefunden. — Nein, sie hat ihn noch nicht verloren! — Wie hat sie die Sonate gespielt! — Ich weiß nicht, ob es Alle so deutlich gesehen, wie ich: der Geist Beethoven's stand hinter ihr und schlug lächelnd den Takt, und als sie aufstand, küßte er ihr die Stirne und dann die schönen marmornen Hände. Eine Matinee hat das Gemüthliche, daß man geladen ist und sich wie in einem Familienkreise befindet. Clara war die Hausfrau und bewirthete die Gäste mit ihren Liedern, mit Beethoven und mit den tiefsinnigen Tondichtungen ihres Mannes. — Ihre Freunde halfen ihr und unter ihnen vorzüglich eine schöne Frau, die durch ihren gefühlstiefen Gesang entzückte.

Den Abend vorher war Euterpeconcert, wo man ebenfalls Beethoven zu hören bekam. — Die C-moll-Symphonie ging vortrefflich, eben so die Freischütz-Duvertüre. — Es ist das Verdienst des Kapellmeisters Neher, der gewiß immer mehr und Besseres leisten wird, wenn er erst die Schwierigkeiten einer neuen Stellung, die ihm von verschiedenen Seiten nur erschwert wird, bezwungen hat. — Von Musik zur Literatur. — Mit Neujahr haben wir einen Nekrolog zu schreiben, denn die „Elegante“ wird sterben; sie geht an der Speculation eines Buchhändlers zu Grunde, der zur Mode mehr Vertrauen hat, als zur Literatur. — Ja sie stirbt! Denn wenn die Zeitung auch den Namen fortführt, so ist sie doch nicht mehr das Blatt, welches seit dem Beginn der dreißiger Jahre abwechselnd unter Kühne's und Laube's Leitung eine der gewichtigsten und angesehensten Stimmen deutscher Journalistik führte. — Sie wird werden, wie die nichtsbrauchigen Söhne berühmter Väter, die Nichts als den angestammten Namen besitzen. — Hat ein Buchhändler so wenig literarischen Sinn und Ehrgeiz, daß er ein Journal, welches 40 Jahre mit Ehren gedient hat, zu einem Modeblättchen degradirte, nur weil er noch 100 Abonnenten mehr zu bekommen hofft? Und ob er sich nicht täuschen wird in seiner Hoffnung; Modeblätter gibt es genug und man wird stets Pariser und Wiener Moden der Leipziger vorziehen. — Daß sich Laube nicht zur Redaction eines bloßen Modeblattes hergeben würde, war zu erwarten; nur ist

zu bedauern, daß seine Stimme in öffentlichen und literarischen Angelegenheiten jetzt seltener gehört werden wird. Von seiner Seite gehört ein gewisser Muth dazu, ein Organ aus der Hand zu legen, das bis jetzt viele seiner kleinen und großen Feinde respectirten. Sie reiben sich schon die Hände, die Kleinen von den Meinen! Hoffentlich wird sie Laube durch thätigere Production niederhalten. Nächstens kommt sein *No k o k o* auf hiesiger Bühne zur Aufführung; ein zeitgemäßer Hieb gegen die überhand nehmende Tartüferie in Leipzig und in seiner Nachbarschaft. — Der Schriftsteller Dr. Wilhelm Bernhardt hat einen *Cyclus* von Vorlesungen *à la Tieck* eröffnet, und sich als glücklichen Schüler seines großen Meisters und Dheims bewährt. Die erste Vorlesung war sehr besucht und die Frequenz wird wohl nach dem ersten erfolgreichen Debüt noch zunehmen. Bernhardt liest echt dramatisch; man glaubt Alles lebhaftig zu sehen. Er modulirt die Stimme so gut und weiß jeden einzelnen Charakter so deutlich hervorzuheben, daß es scheint, als ob jede Person ihren eigenen Darsteller hätte. Er begann mit dem „Geschäftigen“ von Holberg und nicht eine komische Nuance des von Humor überfüllten Lustspiels ging verloren. Wer Holberg's Lustspiele und die Schwierigkeiten ihrer Darstellung auf den Bühnen kennt, wird diese Leistung Bernhardt's zu würdigen wissen.

Y.

VI.

N o t i z e n.

Baron von Sina, der Sinai, Rothschild, Rom und Jerusalem. — Russische Flüchtlinge. — Deutsche Einheit.

— Als der Banquier-Baron Georg von Sina die kaiserlich österreichische Herrschaft Podiebrad ankaufte, machte man den guten schlechten Witz: Da können sich die Böhmen gratuliren; haben sie doch wieder einen Georg von Podiebrad! Derselbe Baron Sina hat jetzt die dreißigste Herrschaft in Oesterreich angekauft. Darüber werden keine Witze gemacht werden, weder gute noch schlechte, sondern Viele werden bedenklich den Kopf schütteln über das moderne Schicksal altadeliger Güter. Wir täuschen uns aber nicht, wenn wir das gar zu heftige Kopfschütteln Mancher aus einem Mißverständniß herleiten und uns anheischig machen, mit ein paar Worten Hunderte von Köpfen aufzurichten und Tausende von Herzen zu beruhigen. Sina ist nämlich ein ungeschickter Name, der mehr als Einen schon auf die Idee gebracht hat, sein Inhaber sei ein Beschnittener. Der Baron ist aber so glücklich, weder Türke noch Jude, sondern orthodox griechischer Christ zu sein und der Name Sina steht in gar keinem Zusammenhang mit dem Berge Sinai, auf dem die zehn Gebote

proclamirt wurden. Dagegen hat allerdings ein anderer Geldbaron, dessen Vorfahren vielleicht am Berge Sinai ihre Zelte aufschlugen, der Baron v. Rothschild, Güter in Mähren erworben. Hoffentlich wird die orientalische Frage in ihrem besonnenen Fortschritt dadurch eben so wenig gestört werden, wie durch ein anderes tragikomisches Ereigniß, welches die ungeheure Kluft zeigt zwischen den Kindern Israels im Orient und den emancipationslustigen oder gar güterkaufenden Juden in Europa. Zwei jüdische Gelehrte haben große Geldsammlungen unter ihren Glaubensgenossen in Europa veranstaltet, um den Juden in Jerusalem Spitäler und Schulen zu bauen. Die Kinder des gelobten Landes aber, in ihrer Einfalt, fürchten diese europäischen Wohlthaten und der Rabbi von Jerusalem hat, in der Angst seiner Seele, einen Bannstrahl erlassen gegen die zwei gelehrten Geldsammler. Ist das nicht wie eine Parodie auf die gewaltsamen theologischen Kämpfe in unserer civilisirten Welt? Dieser Bannstrahl, von dem Niemand spricht, an den Niemand denkt, der so spurlos verweht und verschallt, zwischen den Donnerkeilen, die aus und nach Rom geschleudert werden! Mancher lacht wohl über den armen einfältigen Rabbi von Jerusalem und seinen ohnmächtigen Bannstrahl. Und doch, hat nicht Rom oft wegen kleinerer Dinge seine prahlenden Donner losgelassen? Rom sehe nur nicht zu stolz herab auf die Ruinen Jerusalems, auf die Stadt des Erlösers, die dem verbläuten weltlichen Purpur der ewigen Stadt einst neuen Glanz geben mußte. Es kann die Zeit kommen, wo Rom und Jerusalem gleich ohnmächtige Schwestern sind.

— Rußlands Regierung beginnt jetzt nicht bloß an Polen, sondern an seinen leiblichen Kindern politisch freisinnige Feinde zu finden. So leben in Paris zwei junge russische Flüchtlinge, Golowin und Baturin, die, aller Aufforderungen von St. Petersburg aus ungeachtet, nicht mehr in die Heimath zurückkehren wollen und sich ganz der Literatur gewidmet haben.

— Die Wagen des Königs von Hannover, melden die Zeitungen, wurden auf einer Fahrt nach Rothenkirchen, „wo bei Ammensen der bekannte schmale Strich braunschweigischen Gebiets passiert werden muß“, von braunschweigischen Zollbeamten streng untersucht. Seine Majestät soll auch etwas von deutscher Einheit gemurmelt haben. — Wir wünschten, unsere Könige, Großherzoge &c. reisten einmal alle unter wirklichem Incognito, mit Pässen als unbedeutende Privatmänner, durch das liebe einige Deutschland!

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.